

Friedrichsen verliert Geld und Leben

Novelle von Pierre

Ernst Friedrichsen war nur ein kleiner Angestellter der großen Firma Wittner & Co., Textilwaren. Er war eine jener anonymen Naturen, die im jahrzehntelangen Dienst sich fremden Interessen so völlig assimilieren, daß sie nur willenlose Mädchen im verwirrenden Getriebe des Unternehmens werden.

In der Atmosphäre seines schmalen, dampfen Bürozimmers, in dem es stets ein wenig nach Moder und Schweiß roch, lebte er; hier fühlte er sich verwurzelt, hier klammerte er sich an mit jenem Rest von Leidenschaft, der ihm in der Dürre seines farblosen Lebens noch geblieben war. Die große, blinkende Schere, die Rechnungen, das Lineal, selbst die Heizdecken, die er im rechten Schubfach liegen hatte —, all diese Kleinigkeiten seiner armseligen bürokratischen Existenz waren Dinge, an denen er hing, die ihm vertraut waren, mit denen es umging, als wären es Menschen aus Fleisch und Blut —.

Sein Gehalt war knapp, in den letzten Jahren war es noch beschnitten worden. „Lieber Friedrichsen —“ hatte der Personalchef achselzuckend gesagt und dem leicht gebückt vor ihm stehenden Angestellten gönnerhaft auf die Schulter geklopft, „wir wissen ja, daß Sie fleißig und interessiert sind —. Aber es geht nicht —. Wir müssen uns alle einschränken und Opfer bringen —! Direktor Zug hat jetzt sogar sein zweites Dienstmädchen abgeschafft —. Ich weiß, daß Sie Verständnis dafür haben werden! Ihre Verbundenheit mit unserem Werk liegt auf höherer Ebene als auf der von Arbeit und Lohn!“

Ja, das hatte der Personalchef gesagt und ihm, dem kleinen Angestellten Ernst Friedrichsen, sogar die Hand geschüttelt. Ganz beklommen, aber zurückstehend beglückt stand Friedrichsen da, als der Personalchef gegangen war. „Verbundenheit —“ murmelte er und in seine glanzlosen, immer etwas demütigen Augen kam ein feuchter Schimmer, „ja, das ist das richtige Wort“. Und diese Verbundenheit war in der Tat so groß, daß er die zehn Prozent, die man ihm am Monatsende abzog, überhaupt nicht bemerkte —.

Ernst Friedrichsen war päpstlicher als der Papst. Er verfügte über jene hysterische Anhänglichkeit an etwas, das ihm nicht gehörte, die immer tragisch wirkt und auch etwas lächerlich.

Während die Direktoren von Wittner & Co., Wittner & Co. sein ließen und sich in Monte Carlo wintersportlich amüsierten, wütete Ernst Friedrichsen förmlich in Ueberstunden... Am Morgen stand er um fünf Uhr auf, weil er zu unruhig war, um die ihm zur Verfügung stehende Freizeit voll auszunützen. Auf keinen Fall wollte er zu spät kommen.

Kleine Irrtümer anderer Angestellter konnten ihn in scharfliche Erregung versetzen, geschäftliche Fehlschläge verursachten ihm lebensgefährliches Herzklopfen und in seiner Urlaubszeit blieb er stets daheim... .

Zwar schämte er sich, in diesen Urlaubstagen während der Arbeitszeit ins Büro zu kommen; aber am Abend, wenn die Jalousien längst heruntergelassen waren, schlich Friedrichsen, der einen Schlüssel zum Haus besaß, in sein geliebtes schmales Zimmer, in dem es stets nach Moder und Schweiß roch.

Dort sah er nun bis in die tiefe Nacht, über Zahlenkolonnen, Geschäftsbriefe und Preisberechnungen gebeugt und fühlte sich glücklich und geborgen... .

Ein privates Daheim kannte Ernst Friedrichsen nicht mehr. Wenn er ins Freie trat, wenn ihm der Wind des wirklichen Lebens um die Ohren pfliff, krümmte er sich zusammen, sein hageres Gesicht versteinerte sich —, tot war er gegen alle Eindrücke der Umwelt. Früher, sehr viel früher hatte Ernst Friedrichsen eine Zeitlang versucht, auch so etwas wie ein privates Leben zu führen. Es war ihm nicht recht gelungen. Seine Ehe blieb kinderlos, seine Frau, ein mütterliches, zänkliches, stets besorgtes Wesen, trennte sich nach vier Jahren von ihm —. So stand er wieder ganz allein und flüchtete in die magere Welt seiner Zahlenkolonnen und Geschäftsbriefe, in der er seit nun 19 Jahren zu Hause war... .

Im den Gleichmaß dieser arbeitsüberfüllten Tage wäre wahrscheinlich auch das anonyme Dasein Ernst Friedrichsens zu Ende gegangen, wenn ihn nicht ein Zwischenfall, ein ungeheurerlicher, alles zunichtemachender Zwischenfall aus der Bahn geworfen hätte —. Ein Leben, dessen sinnlose Zweckhaftigkeit ebenso hoffnungslos wie gesichert schien, ein Leben, das sich nach der Uhr des Bürohauses mechanisch von selbst regelte, wurde plötzlich in den Mittelpunkt eines tragischen Konfliktes gestellt, eines Konfliktes, der es auseinanderbrach, ohne es seinen scheinbar abgegriffenen Kreislauf vollenden zu lassen.

Der Zufall, stets tückisch und unberechenbar, wollte es, daß der Kassier just an jenem Tag krank im Bette liegen mußte, als die 256.000 Kč Lohngehälter abgeholt werden sollten. Das Beheben von Geld war Vertrauenssache... Es war selbstverständlich, daß, wenn der Kassier ausfiel, nur Ernst Friedrichsen für das Abholen der Summe in Frage kam. Der Weg war nicht weit; bis zur nächsten Zweigstelle der O.-Bank waren es keine sieben Minuten... .

Friedrichsen zog sich Gummischuhe und Mantel an, warf noch einmal einen langen, gärtlichen Blick auf den Schreibtisch, die blanke Schere, den Stroh der zum Glück noch unerledigten Akten — welch' reizvolle Möglichkeiten für neue Ueberstunden — nahm eine Mappe und ging —.

Was nun kommt, scheint spukhaft, aber schicksalsbedingt. Ernst Friedrichsen erschien nach knapp sieben Minuten am Schalter der Bank,

erhielt das Geld, ging zurück und wurde plötzlich in der Vorhalle des Bürohauses, von einer entsetzlichen Ahnung gepackt. In panischem Schrecken riß er die Aktentasche auf, durchwühlte sie mit fiebrig zitternden Händen, stülpste sie um —, sie war leer —!

Totendbleich stand er da, die demütigen Augen hatten nun etwas gläsernes, die Hände griffen, als ob sie einen Halt suchten, in die Luft —.

„Das Geld —“ schrie er mit einer Stimme, die so schrill war wie die eines Tieres, das sich auf der Schlachtbank gegen das Messer des Henkers wehrt, „das Geld —! Bei allen Heiligen, es ist mir gestohlen worden —!

Wie ein Geheißer stürzte Friedrichsen zur Bank zurück. Dort bedauerte man höflich, aber entschieden, bedeutete dem wild gestikulierenden, hemmungslos Schreienden, daß er das Geld vor dem Fortgehen in seine Aktentasche gesteckt habe und daß in der Bank, angefangen vom Schalter, an dem die Auszahlung stattfand, bis zur eisernen Gittertür das Geld auf keinen Fall verloren gegangen sei —.

Friedrichsen nahm diesen Bescheid entgegen wie ein Ertrinkender, dem die erbarmungslosen Wellen die letzte rettende Planke aus den Händen spülen... Halb von Sinnen taumelte er ins Freie. Von dieser Stunde an hörte man über zwei Tage nichts von ihm —. Ins Büro war er nicht wieder zurückgekehrt, er blieb, wie vom Erdboden verschluckt, verschollen.

Direktor Zug nannte das Ganze eine schmachvolle Pinte, Friedrichsen einen Defraudanten und versicherte immer wieder, wie sehr man sich in einem Menschen irren könne. Er hätte das, meinte er, gerade bei Friedrichsen nie für möglich gehalten —. Außerdem erstattete er Strafanzeige gegen den Verschollenen.

Einen halben Tag später fand man den entseelten Körper des Angestellten Ernst Friedrichsen, an einem alten verwitterten Buchenbaum im Neustadtpark hängend... Man nahm ihn ab, die Ärzte beklopften den schon längst erkalteten Leichnam und stellten fest, daß Ernst Friedrichsen mindestens anderthalb Tage vor dem graufigen Fund freiwillig in den Tod gegangen sein müsse. Neben dem Toten fand man einen Brief, der an die „hochwohlwollende Direktion“ von Wittner & Co. gerichtet war.

„Ich kann“, so heißt es in dem Brief, „die namenlose Schande nicht ertragen, die jetzt auf meinem Namen lastet —. 19 Jahre habe ich der Firma treu gedient — und nun soll ich nicht nur ehelos als Verbrecher gebrandmarkt, sondern auch für immer aus meinem Zimmer und von meinen Akten verbannt sein —! Vor dem Buchstaus hätte ich keine Angst, die Trennung von der Firma flößt mir namenloses Grauen ein —. Ich habe fahrlässig gehandelt —, ich fühne es durch meinen Tod. Vergeben Sie mir den Verlust der 256.000 Kč und glauben

Sie mir, daß ich, was den Diebstahl angeht, unschuldig bin — —."

Die Direktoren lachen es kopfschüttelnd. Mir macht er doch nichts vor — —" sagte Direktor Luz und lachte höhnisch, „wenn einer unschuldig ist, bringt er sich auch nicht um — —! Wissen möchte ich nur, wo er das Geld vergraben hat — —."

Wie so oft gute Taten, kam auch im Fall des Angestellten Ernst Friedrichsen die gute Tat zu spät . . .

Knapp vierundzwanzig Stunden nach dem Reichenfund im Neustadtpark brachte ein Gepäckträger die 256.000 Mk. in das Direktionsbüro von Wittner & Co. Er hatte sie schon vor

drei Tagen, direkt nach dem Verlust, drei Schritte von der Bankweitzelle entfernt, noch im grauen Couvert auf der Straße gefunden — Und er hätte sie gleich gebracht, wenn er nicht im Augenblick auf dem Weg zum Bahnhof gewesen wäre, um den nächsten Zug nach Brünn zu erreichen. Sein einziger Bruder lag dort im Sterben . . . Als er zurückkam, erfuhr er aus den Zeitungen, daß das Geld einem Angestellten von Wittner & Co. verloren gegangen war. Ohne Verzug begab er sich hin, um seinen Fund abzuliefern — — —

„Rechvogel, dieser Friedrichsen — —" meinte Direktor Luz und sah für einen Augenblick melancholisch aus, „aber für einen Gauner habe ich ihn eigentlich nie gehalten —!“

Ein Kapitel Kulturgeschichte

Heilkunst im grauen Altertum (Schluß)

Wir besitzen in Leipzig den 20 Meter langen Papyrus Ebers, also eine ägyptische Buchrolle, etwa 3400 Jahre alt, und in Berlin den etwas jüngeren Papyrus Brugsch, an die fünf Meter lang. Der eine hat in 108, der andere in 24 geschriebenen Spalten ägyptische Rezepte für Kranke. Die ägyptische Heilkunst, die vor etwa 4000 Jahren auf der Höhe war, kannte viel Vernünftiges. Kinder durften nicht gewickelt werden, sondern man mußte sie in weiße, lose Lächer hüllen. Bis zum 5. Lebensjahr hatten sie nackt herumzulaufen, bis zum 10. durften sie keine Schuhe tragen. Das war Gesetz. Wir finden aber auch, daß die Milch einer Frau, die einen Knaben geboren hat, als geschätztes Heilmittel gilt und daß die Amme die Medizin trinken muß, wenn der Säugling krank ist. Die Schriften geben auch ein Verfahren an, das nicht nur das frühzeitige Erkennen der Schwangerschaft ermöglichen, sondern auch eine verlässliche Vorherbestimmung des Geschlechtes des erwarteten Kindes gewährleisten sollte. Der Arzt hatte ein Säckchen mit Weizen und eines mit Gerste in den Harn der zu untersuchenden Frau zu legen. Keimten die Körner, galt sie als schwanger. Keimte der Weizen, dann wurde es angeblich ein Knabe. Keimte die Gerste, ein Mädchen. Die Ärzte behaupteten auch, daß ein Kind, das bei der Geburt „ni“ schreit, am Leben bleibt, eines aber, das „ba“ schreit, müsse sterben.

Die Grundstoffe der Heilmittel hatten sonderbare Namen. So braucht man für die eine Medizin „Mäuseschwänze“, für die andere „Eidechsenaugen“. Es dauerte lange Zeit, bis man herausfand, daß die ägyptischen Ärzte untereinander eine Geheimsprache sprachen, um mehr Eindruck auf die Kranken zu machen. Es stellte sich heraus, daß die „Mäuseschwänze“ eigentlich Malven sind und die Eidechsenaugen eine andere Pflanze. Manche dieser Namen kamen ja bis auf uns. Denken Sie doch an Löwenzahn, Löwenmaul, Hühnerdarm, Bärenklau, Biegenbart — lauter Namen für Pflanzen.

Meister waren die Ägypter in Schönheitsmitteln. Wir haben ihre Rezepte für Schminken und Kremen, für Augenbrauenfarben und Lippenstifte, für Haarwuchsmittel — ob sie mehr geholfen haben, als die heutigen, ist unbekannt. Wir wissen, daß die Ägypterinnen, die Dübelpföpfe trugen, ihre Dauerwellen durch eine harthaltige Pomade erhielten. Und daß sie sich mit kleinen Räucherlampen parfümierten, genau so,

wie heute die Damen, für die das die neueste Erfindung darstellt. Im Berliner Museum liegt der Toilettekasten der Königin Mentuhotep. Er ist 5000 Jahre alt und doch haben nur wenige moderne Damen einen reichhaltigeren.

Auch die Perser bauten ihre Lehre ohne Kenntnisse der menschlichen Anatomie auf. Ihnen galten Leichen als besonders unrein. Sie nannten die Fliegen das Leichengespenst, das sich der Leichen bemächtigt, Haus und Angehörige der Toten galten wochenlang als unrein. Die Perser führten alle Krankheiten auf Geister zurück. Verachtete wir sie nicht zu rasch. Unter uns gibt es Unzählige, die heute noch das selbe glauben, und heute noch werden Bücher gedruckt, in denen man lesen kann, wie es den vom Teufel und anderen bösen Geistern Besessenen ergeht und mit welchen Zauberprüchen man sie heilt.

Die Ausbildungsvorschrift für persische Wundärzte schrieb vor, daß gläubige Kandidaten der Medizin, Anhänger der Zend-Avesta, einer der Religionen der Perser, ihre Künste zuerst an Ungläubigen versuchen sollten. Und dann heißt es da: „Wenn einer zum erstenmal an einem Ungläubigen schneidet und dieser stirbt, wenn einer zum zweitenmal an einem Ungläubigen schneidet und dieser stirbt, wenn einer zum drittenmal an einem Ungläubigen schneidet und dieser stirbt“ — was geschah wohl? Burden ihm die Hände abgehauen, wie im Reiche Hamurabis? Aber nein, die Perser sind nicht so streng. Sie finden, kurz und bündig: „— so ist er unfähig zur Heilkunde für immerdar“.

Von den Persern wissen wir auch, wie sie die Ärzte bezahlten. Der Tarif schreibt vor: Wenn einer einen Priester heilt, so soll ihm ein frommes Gebet werden, heilt er einen Hausherrn, so soll man ihm den Preis eines kleinen Zugtieres geben, für die Heilung des Herrn einer Sippe ein mittleres Zugtier, des Herrn eines Stammes ein vorzügliches Zugtier, des Herrn einer Provinz einen vierspännigen Wagen. Für die Heilung einer Frau gab es in der gleichen Aufstellung eine Eselin oder eine Kuh, eine Stute oder eine Kamelstute. Die Vorschrift zeigt aber noch, daß die persischen Ärzte so wie die ägyptischen auch Tiere heilten. Für die Heilung eines großen Zugtieres bekam man ein mittleres als Lohn.

Ganz großartig ausgebaut war die Medizin der Inder. Auch ihnen war die Beschäftigung mit Leichen auf das schärfste verboten. Ihr System war eine ausgefüllte Spielerei mit den Zahlen 3, 5 und 7. Wir kennen das

Lehrbuch der indischen Ärzte, das sie in sechs-jährigem Studium auswendig lernen mußten. Operationschnitte lernten sie an Früchten, Funktionen, also das Einstechen von Hohlknaben, um den Abfluß von Flüssigkeiten herbeizuführen, an gefüllten Tierblasen, Aderlaß an toten Tieren oder an Lotusstengeln, Sondieren an wurmjähigem Holz, Eröffnung von Abszessen an Wachsklumpen, die auf Holz geklebt waren, Vernähen von Wunden an dicken Kleidern, Verbände an Figuren, Zahnziehen an toten Tieren. Drei große Ärzte, Susruta, Caraka und Baghata haben die Medizin der Inder vor mehr als 1200 Jahren niedergeschrieben und nach diesen Werken richteten sich die indischen Ärzte noch heute. Noch heute muß der Arzt zahllose Vorzeichen beachten. Wenn der Vate, der den Arzt zum Kranken holt, weiße Kleider trägt, sauber ist, der gleichen Klasse wie der Kranke angehört und Rinder vor den Wagen gespannt hat, dann ist das für den Verlauf der Krankheit günstig. Ungünstig dagegen ist es, wenn der Vate aus einer höheren Klasse, ein Eunuch oder eine Frau ist, wenn er krank, traurig oder furchtsam ist, wenn er läuft, schmutzige Kleider trägt oder das Haar geschoren hat, auf einem Esel oder einem Büffel reitet, um Ritternacht, zu Mittag oder gar während einer Mondfinsternis zum Arzt kommt, schrecklich, wenn er den Arzt schlafend oder gar nackt oder mit offenen Haaren antrifft. — Jetzt geht der Arzt aus dem Haus. Selig, wenn er eine Jungfrau oder eine Frau mit einem Säugling, zwei Brahmanen (nicht etwa einen oder drei) oder ein rennendes Pferd trifft. Wehe dem armen Kranken, wenn dem Arzt eine Schlange über den Kopf kroch, wenn er in Del trat, einem Feinde begegnete, Streitenden oder einen Bettler oder einen Asketen oder einen Einäugigen traf. Wer noch nie auf Holz geklopft und unberufen! gesagt, sich noch nie über das Zusammen-treffen mit einem Schornsteinfeger gefreut hat, der darf die Nase rümpfen.

Die Inder kannten hunderte merkwürdige Medizinen. Berühmt waren sie als Behandler von Schlangenbissen und als Chirurgen. Der indische Arzt hatte 101 stumpfe und 20 scharfe Instrumente, aus Stahl, in hölzernen Wäfschen verpackt. Sie narlotisierten die Kranken, indem sie sie herauslachten. Susruta machte schon vor 1700 Jahren künstliche Nasen, die die Inder dringend brauchten, weil es bei ihnen die Strafe des Nasenabschneidens gab. Susruta schreibt vor: Wenn jemand die Nase abgeschnitten wurde, schneide der Arzt ein Blatt von gleicher Größe vom Baum, lege es dem Betroffenen auf die Wange, schneide aus ihr ein gleich großes Stück Haut und Fleisch heraus, vernähe die Wange mit Nadel und Faden, mache kleine Einschnitte in den Nasenstumpf, stülpe rasch, aber sorgsam die abgeschnittene Haut darüber, füge sie gut an und nähe die neue Nase fest. Dann stecke er sorgfältig zwei Röhren hinein, um die Atmung zu erleichtern, benebe die neue Nase mit Öl und bestreue sie mit rotem Sandel und blutstillendem Pulver. Dann ist sorgsam weiße Baumwolle draufzulegen und öfter mit Sesamöl zu besprengen.

Die Inder machten aber noch viel größere Operationen. Sie kannten bereits die Laparotomie, die Eröffnung der Bauchhöhle, um Operationen an den Baucheingeweiden vorzunehmen. Sie kannten die Darmnaht, die so vorgeschrieben wird: „Nach Vornahme des Eingriffes“ — s. B. Entfernung einer Darmgeschwulst — „soll der Arzt die verletzten und gereinigten Stellen der Gedärme von schwarzen Ameisen beissen lassen, worauf er ihre Körper abreißt, die Köpfe aber innen stecken läßt.“ Diese Art des Zusam-

merns von Wunden ist jetzt noch bei brasilianischen Indianern üblich.

Ein anderes großes Volk mediziniert gleichfalls bis heute nach Vorschriften, die älter sind als 1000 Jahre: die Chinesen. Ihr medizinisches Schriftwesen reicht 5000 Jahre zurück. Auch sie kennen keine Anatomie. Ihre Religion sagt, einer, der verstümmelt ins Reich der Toten kommt, kann sich dort mit seinen Ahnen nicht vereinigen. Deshalb werden wegoperierte Körperteile sorgsam aufbewahrt und dem Toten ins Grab mitgegeben.

Das chinesische Behandlungssystem ist unbeschreiblich verwickelt. Der Arzt muß riesige Tabellen auswendig lernen, Sonne, Mond, Sterne, Farben und die Elemente neben vielen, ganz unverständlichen Umständen beachten. Eine oft gebrauchte Kur ist die sogenannte Moxibustion. Kleine Flecken zunderähnlicher Pflanzentwolle, oft 50 zu gleicher Zeit, werden dem Kranken mit Speichel auf die Haut geklebt und angezündet. Eine andere Kur, die vor 100 Jahren auch in Europa modern war, ist die Akupunktur. Der Arzt sticht dem Kranken lange, feine Nadeln aus gehärtetem Stahl, Silber oder Gold bis dreieinhalb Zentimeter tief in die Haut. Die Kerze kennen 308 Einstichstellen, darunter auch solche in den Augen. Und jede hat einen eigenen

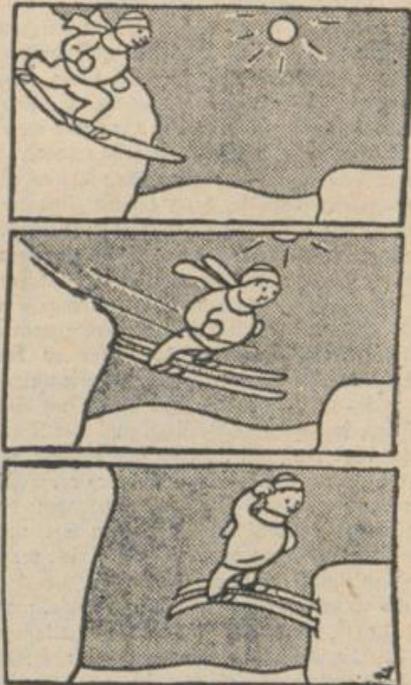
Namen. Nach Entfernung der Nadeln werden die Stichstellen ausgedrückt. Die Chinesen glauben, daß der Körper von einem Nöhrennetz durchzogen ist und daß durch die Stichwunden schlechte Stoffe entweichen und frische Lebensgeister eintreten können.

Einige der zahllosen medizinischen Bücher befaßten sich auch mit der gerichtlichen Medizin. Die Lehrsätze sind meist so wie der: Der Arzt schlägt an das Seil, an dem ein Erhängter baumelt. Ergittert das Seil, liegt Selbstmord vor, ergittert es nicht, Mord.

Schütteln Sie nicht die Köpfe und seien wir nicht zu stolz! 1904 gab es in Preußen, wo im Gegensatz zu anderen Staaten Kurierfreiheit herrscht, 4104 Kurpfuscher, 1905 schon 5148. In der Provinz Hannover zählte man im Kreise Hoya acht Aerzte und neun Pfuscher. In Uslar vier Aerzte, neun Pfuscher. In Helsen 17 Aerzte bei 29 Wunderärzten und in Northheim elf Aerzte, aber 27 Quacksalber. Von 1897 bis 1902 nahm die Bevölkerung Berlins um 30 Prozent zu, die Zahl der Kurpfuscher Berlins aber um 57 Prozent.

Also: Die Absonderlichkeiten in der Geschichte der Medizin reichen bis in unsere Tage des Fortschrittes und der Aufklärung.

Sein erster und sein letzter Skisprung



tisch niederschossen und gleich darauf die Frau, die erstarbt daneben stand. All dies, weil einer der Herren Deutschlands sich an seinem Gegner, all dies, weil jeder von den Führern sich an seinen Privatgegnern und Hitler sich auch noch an dem 73jährigen Staatsminister von Raab rächen wollte, der ihn ein Jahrzehnt zuvor bei seinem Münchner Putsch verlassen hatte. Die Volksführer hatten die Adligen erschlagen, nicht anders als in Rußland die Kommunisten, zu deren Bekämpfung sie angeblich ausgezogen waren.

Doch jetzt war keine Zeit mehr zum Trauern. Der Dienst geht weiter und schon steht in Laken-Stellung Meißner neben Hindenburgs Schreibtisch und legt ihm ein Schriftstück zur Unterschrift vor. Es ist ein Telegramm. Es ist an seinen Kanzler ein Glückwunsch, den dieser sich bestellt hat. Es lautet:

Neudeck, den 2. Juli 84: „Aus den mir vorgelegten Berichten habe ich ersehen, daß Sie durch Ihr entschlossenes Eingreifen und die tapfere Einsetzung Ihrer eigenen Person alle hochverräterischen Umtriebe im Keim erstickt haben und so das deutsche Volk aus einer schmerzlichen Gefahr gerettet wurde. Diefür spreche ich Ihnen meinen tiefempfundenen Dank und meine aufrichtige Anerkennung aus. Mit besten Grüßen —“

Da sitzt der gebrochene Riese und soll ein letztesmal seinen Namen zu einer großen Lüge hergeben, da sitzt er, ein geschlagener Mann. Den Krieg hat er nach preußischen Regeln geführt, so gut er konnte, und ist unterlegen. Die Diktatur, die ihm im Krieg sein Gehilfe aufgedrungen, hat zur Verlängerung des Krieges geführt. Die Regierung, die er zur Diktatur gesteigert hat, ist ihm entrispen worden. Das Kanzleramt einer einzelnen Partei zu geben, hatte er feierlich abgelehnt, und heute regierte unter ihm nur eine Partei. Die alte Fahne hatte er verlassen, die neue beschworen, die alte wieder aufgenommen, und wenn er auch die dritte Fahne auf seinem Haupte nicht duldete, so flatterte sie doch von Millionen deutscher Häuser im Winde der Zeit. — — —

Vier Wochen später war er tot . . .

Hindenburg und die Mordnacht des 30. Juni

Von Emil Ludwig.

Die folgende Stelle ist dem Schlußkapitel des neuesten Buches von Emil Ludwig „Hindenburg und die Sage von der deutschen Republik“ entnommen. Das Buch, das in voller Objektivität die Lebensgeschichte Hindenburgs erzählt, gerührt die um diesen General gesponnenen Legenden, doch vor allem ist es ein Stück lebendigster dargestellter Zeitgeschichte und zum Verständnis des deutschen Geschehens in den letzten Jahren geradezu unerlässlich.

... Eine Woche später zog Hitler aus, um alle seine Gegner, alte, neue und zukünftige, in einer Nacht und einigen Morgenstunden von seinen Scharen morden zu lassen. Da war kein kommunistischer Putsch mehr als Vorwand zu verwenden, da waren seine eignen Scharen, die sich im Aufstand gegen ihn befunden haben sollten.

Niemand hat Hindenburgs Entsetzen überliefert, als er am 1. Juli von den Ermordungen hörte. Auch mochte es ihn wenig berühren, daß der Volkstribun seine ältesten Freunde und Anführer umbringen ließ. Hatte er nicht Juden und Kommunisten vorher erschlagen lassen? Aber da war eine lange Reihe von Junkern und Generalen, darunter nur wenige Nationalsozialisten; die waren gestern von der Hitler-Garde erlegt worden. Namen und Familien, mit denen er seit 80 Jahren verbunden war, standen in dieser erstaunlichsten von allen Verlustlisten, die je in seinen Händen gelegen hatte:

Da war ein General von Bredow, ein Freiherr von Gleichen, ein Freiherr von Alvensleben, ein Freiherr von Beckmar, Herren von Hohlberg, von Heddebeck, von Datten, von Dollwitz, von Krumhaar, ein Freiherr von Moeden, ein General von Roskow, da waren noch viele, von deren Tode man erst später und Hindenburg gar nichts mehr erfuhr. Dann soll ihm sein Sohn mit einigem Stoen die Ermordung des Generals von Schleicher mitgeteilt haben.

Hindenburg stand vor diesen Eröffnungen, wie Wilhelm der Zweite vor der Mitteilung der Revolution. Und ebenso wie jener am 9. November, vermochte sich dieser am 1. Juli nicht mehr zu wehren. Furchtbarer Zusammenbruch eines Greises, der, angetan mit den Zeichen seiner Macht, ganz Kavaliere und ganz Soldat, seine eigenen Freunde und Standesgenossen nicht mehr zu rächen vermochte! Fragte er, wie das alles sich zugetragen habe, so sagte ihm sein Sohn, die meisten hätten sie in den Hof der Berliner Kadettenanstalt geschleppt und dort erschossen. Aus dem tiefsten Schatten jugendlicher Erinnerung tauchten die Bilder jenes Kasernenhofes auf, in dem der Feldmarschall sein tadelloses Offiziersleben begonnen hatte, und nun mußte er es im Anblick von Hinrichtungen beschließen, die ohne Vernehmung, ohne Richter, ohne Urteil aus Rachedurst befohlen worden waren.

Hindenburg mußte hören, wie die Frau eines hohen Beamten, die sich angstvoll nach dem Verbleiben ihres Gatten erkundigte, vom Portier des Amtsgebäudes eine Nummer in Empfang nahm, mit der sie sich am Freitag wieder melden sollte; dafür nahm sie dann einen auf gleiche Nummer lautenden Kasten in Empfang, der die Asche ihres Mannes enthielt. Er mußte hören, wie sein Freund Papen nur durch Eingreifen einiger Reichswehr-Soldaten im letzten Augenblick gerettet worden war, nachdem man ihm im Vorzimmer seinen Geheimrat und in ihren Wohnungen drei andere Mitarbeiter erschossen hatte, darunter Jung, den verworrenen Idealisten.

Er mußte hören, wie Schleicher, vor kurzem deutscher Reichskanzler, am Abend zuvor mit Freunden in seiner Villa vor Berlin geseßen, getrunken und mit den Worten angestochen hatte: „Wer weiß, was morgen kommt!“ Wie am nächsten Vormittage sechs SS-Leute vorführen, die alte Wirtschaftlerin überrannten, den Hausherrn nach seinem Namen fragten, an seinem Schreib-

Das Warenhaus der Großtiere

Tierhandel — ein riskantes Geschäft — Wo unsere Zoo-Tiere herkommen

Wenn wir in unseren zoologischen Gärten und in den Zirkussen die Schar fremdländischer Tiere sehen, so überlegen wir wohl kaum, wie unendlich viel Mühe damit verbunden ist, und wieviel Kosten es verursacht, ehe man uns diese Tiere wohlverpackt und gepflegt zeigen kann.

Der Handel mit fremdländischen Tieren ist heutzutage ein Geschäft, denn erstens sind die Kosten, die die Ausrüstung von Tierexpeditionen verursachen, sehr erheblich und dann ist vor allem das Risiko so groß, wie kaum in einem anderen Geschäft. Es ist etwas anderes, ob man ein Schiff, beladen mit irgendeiner Handelsware, auf dem Meere schwimmen hat, oder ob der Tierhändler seine lebenden Handelsobjekte unterwegs weiß. Wird eine andere Ware auf See beschädigt, so haftet die Versicherung. Der Tierhändler aber muß mit Hängen und Bangen der Ankunft seiner Sendungen kostbarer exotischer Tiere entgegensehen. Nicht alle vertragen die zweite Reise zu Schiff bei stürmischer See und jedes Tier, das krank oder überhaupt nicht mehr lebend ankommt, ist ein großer Verlust.

Es ist interessant zu erfahren, wieviel man anlegen muß, wenn man sich einen Löwen kaufen will. Allerdings dürfte dieser Wunsch ja nur sehr vereinzelt aufstehen. Die Abnehmer für fremdländische Tiere rekrutieren sich aus den zoologischen Gärten, den Besitzern von privaten Tierparks, Zirkusunternehmungen, herumreisenden Menagerien. Der Löwe, der König der Tiere, ist durchaus nicht das am höchsten bezahlte Tier. Während man für den schönsten Löwen mit herrlicher Mähne ungefähr 6000 Mark bezahlen muß — junge Tiere sind schon für ein Drittel dieser Summe zu haben — kostet ein großer indischer Elefant etwa 12.000 Mark. Auch der Tiger steht höher im Preise als der Löwe. Kostbar sind die Giraffen, die Riesenhörnchen, See-Elefanten, das Indische und afrikanische Nashorn. Das alles sind Tiere, die nur in sehr wenigen Exemplaren eingeführt werden.

Woher stammen nun diese Tiere, die von den großen Tierhandlungen eingeführt werden? Die große Tierhandlung von Hagenbeck in Hamburg-Stellingen, die in Hamburg, der Zentrale des deutschen Tiermarktes, die überhaupt in ganz Deutschland eine große Rolle spielt, führt beispielsweise ihre Tiere, die von ihren erprobten Jägern und Fängern für sie gefangen werden, vornehmlich aus Afrika, Indien, Ceylon, dem südamerikanischen Feuerland und aus den sibirischen und mongolischen Steppen ein.

Aus dem ägyptischen Sudan und den Steppengebieten Ostafrikas vor allem kommen Löwen, Giraffen, Antilopen, Elefanten, alle Sorten Affen, allerlei interessante Vögel usw.

Die possierlichen Pinguine kommen aus Ceylon, Indien und dem südamerikanischen Feuerland.

Die weiten sibirischen und mongolischen Steppen sind die Heimat der Tiger. Von dort her kommen auch Wildschafe, Wildesel, Wildpferde und Steinböcke.

Aber nicht nur diese Tiere aus den fernsten Ländern bilden die Handelsobjekte einer großen führenden Tierhandlung. Auch allerlei heimische Getier und die verschiedensten Tiere aus den anderen europäischen Ländern werden verlangt und geliefert. Zur Auffrischung der Wildbestände führt man beispielsweise dänische Rehe und schottisches Hochwild ein.

Zu einer großen Tierhandlung gehört umfassendes Verständnis für das Leben und die Eigenarten der Tiere, gehört ein bedeutendes Kapital und wirklicher Unternehmerrgeist.

Haus und Garten

Ameisen im Keller und Glashaus

In Wirtschaftsräumen, besonders in Gewächshäusern, sind die Ameisen energisch zu bekämpfen, mag man sie wegen ihres Arbeitssinnes noch so bewundern. Im Glashaus schaden sie weniger durch direkten Fraß als durch die Häufelung der verschiedenen Blattläusarten, die ihnen als Milchkühe dienen. Als gutes Mittel zur Bekämpfung, resp. Vernichtung der Ameisen wird dieser Vorgang empfohlen: Man befestigt mit etwas Draht ein Stück Speckschwarte an einem wie ein Spatel zugeschnittenen Brettchen und legt es an einer der Ameisenstraßen aus. Daneben stellt man eine Schale oder einen Topf mit Schmierseifenbrühe oder Spiritus. Der Speck wird in Kürze so stark von den Ameisen besucht werden, daß er ganz schwarz ausfallen wird. Ist dieses Stadium eingetreten, so ergreift man das Brettchen und stößt die Ameisen durch einen kurzen Schlag an den Rand des Behälters ab.

So kann man innerhalb einer kurzen Zeit eine Menge Ameisen vernichten. Hat man zur Füllung des Gefäßes Spiritus verwendet, so hat man zum Schluß Ameisenspiritus, der für Einreibungen sehr geschätzt ist.

Zugefrorene Pumpen

Zugefrorene Pumpen taut man am besten und raschesten auf, indem man in einem Gefäß mit heißem Wasser (zirka einem halben Eimer voll) zwei Hände voll Kochsalz auflöst und gießt von diesem Wasser in die Pumpe, während eine zweite Person den Pumpenhebel zu bewegen sucht. Es wird nicht lange dauern und die zugefrorene Pumpe wird wieder im Gange sein. Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß man Pumpen nie an der Nordseite, sondern stets nur an der Südseite der Gebäude anlegen soll. Im ersteren Falle frieren die Pumpen schon bei leichtem Frost zu, während dies an der Südseite weniger der Fall ist, und die dort wirksame Sonnenwärme auch ein rasches Auftauen eventuell eingefrorener Pumpen bewirkt. Holzene Pumpen frieren schwerer zu als eiserne.

Heiteres

Müßliches Arrangement. Die Zimmervermieterin: „Herr Pinsel, Sie zahlen jetzt entweder die Miete für die beiden rückständigen Monate oder Sie ziehen auf der Stelle aus!“ — „O, sehr lebenswertig, meine früheren Wittinnen verlangten immer beides von mir.“

Sachsen. Zwei Zwickauer sitzen in der Kneipe. Und bösen vor sich hin. Endlich sagt der eine: „Hörsemalher.“ — „Waswollnse?“ — „Entschuldigend Sie gütigst, aber sin Sie nicht der Pastor aus Waldau?“ — „Jche? Ne. Wiesobenne?“ — „Ja, wissense, den kenne ich nämlich gut.“

Keinlich. Dichter: „Nun, Frau Heider, haben Sie meinen Gedichtband gelesen?“ — „Aber, gewiß, immer und immer wieder, ich war ganz hingerissen. Wo legte ich denn eigentlich das Buch hin?“ — Die kleine Tochter: „Dort, Mama, unter das Tischlein des Eßtisches, der immer so wadelte.“

Empfindlich. „Ich habe mit Erila gebrochen, sie hat mich zu sehr beleidigt!“ — „Wieso denn? Erzähle doch mal!“ — „Sie fragte mich, ob ich tanzen kann.“ — „Ist denn das eine Beleidigung?“ — „Freilich — ich tanzte doch gerade mit ihr!“

Der Unbeliebte. „Ihre Unterschrift muß aber jemand beglaubigen. Haben Sie denn keinen Freund im ganzen Ort?“ — „Nein — ich bin Gerichtsvollzieher.“

Sparmethode. Vater, ich habe heute eine Krone gespart, indem ich hinter der Straßenbahn hergelaufen bin.“ — „Du Dummkopf, warum bist du nicht hinter einem Taxi hergelaufen, da hättest du doch mindestens zehn Kronen gespart.“

Das hilft. „Wie hat es bloß Herr Doktor Bell fertig gebracht, Ihre Gattin in so kurzer Zeit von der Nervosität zu heilen?“ — „Er sagte ihr, ihre Nervosität sei eine Alterserscheinung.“

Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 22, Post Modlan bei Teplitz-Schbñau.

SCHACHAUFGABE Nr. 222.
Von Josef Hyna, Hostomitz.

Schw.: Kd5, Dd6, Lc6, Bb5, f5, f7, g6. (7)



Weiß: Kd2, Dh8, T16, Ld7, f2, Sd3, Bb3, f3. (8)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 219: Dh5—f3!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Hieke Josef, Fritsch Anton, Hauptmann Franz, sämtlich Markersdorf; Böhm Heinrich, Jonsbach; Dinneber Emil, Tetschen; Schwarz Raimund, Klostergrab; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Wenzel Adolf, Arnsdorf b. Haida; Hyna Josef u. Hyna Franz, Hostomitz; Kraus Gerhard, Turn; Reichel Ernst u. Reichel Walter, Drakowa; Bittner Richard, Fuchs Hans, Schlegler Anton, Kerschhagl Josef, sämtlich Kleinauzged; Triltsch Gustav u. Michel Fritz, Wisterschan; Albert Rudolf, Proseditz.

Internationales Problemturnier.

Die Schachsparte des Arbeiter-Turn- und Sportverbandes in der Tschechoslowakischen Republik hat ein Problemturnier ausgeschrieben. Das Turnier umfaßt: 1. Zweizüger, 2. Dreizüger. Für beide Gruppen direkte Matte. Die Verfasser können sich mit zwei Aufgaben in jeder Abteilung beteiligen.

Einsendungen, mit der Bemerkung „Internationales Problemturnier 1935“ sind zu richten an Josef Hyna, Hostomitz a./B., Obere Kolonie Nr. 40, Tschechoslowakel.

Das Preisrichteramt übernahmen Lebenswürdiger Weise die ungarischen Schachgenossen Josef Szighy für Zweizüger und Ferenc Doglioni für Dreizüger.

Endtermin für Einsendungen ist der 1. August, für Verbesserungen der 1. Oktober 1935.

Die Begutachtung beginnt im Oktober und wird mit dem 1. Jänner 1936 beendet sein.

Zu jeder Aufgabe ist ein Motto beizufügen. Die Verfasser, sowie deren Aufgaben werden im Mitteilungsblatt der Schachsparte im „Atis“ veröffentlicht.

Als Preise werden Wertungsblätter ausgegeben, welche ausgezeichneten Verfassern zugesendet werden.

In jeder Abteilung werden die ersten 5 Aufgaben m⁴ Preisen ausgezeichnet.

Beteiligten können sich nur Mitglieder, welche der „Sas!“ angehören.

Hyna Josef, Problemlerter.